

US-Zoll: „Niemals kamen so viele Drogen ins Land. Es ist erschütternd.“

Daß Präsident Reagan sich nun bemüht, den Konsum mit schärferen Gesetzen, Aufklärung und Drohungen zu drücken, scheint einsichtig. Doch die meisten Drogenexperten fürchten, daß die Neuorientierung zu spät kommt. Die Mittel, die Washington für die Behandlung und die Aufklärung von Drogensüchtigen und -gefährdeten ausgibt, wurden vor allem unter der Reagan-Regierung ständig gestutzt.

So konnten umfassende wissenschaftliche Untersuchungen darüber, weshalb gerade die Amerikaner derart anfällig für Rauschgifte sind, aus Geldmangel nicht durchgeführt werden. Spekulationen reichen von dem erhöhten Streß in einer Hire-and-Fire-Arbeitswelt über die Charakteristika des „American Dream“, der sofortigen Genuß verheißt und individuelle Freiheit kaum eingrenzt, bis hin zu den Komplexen, die etwa Minderheiten auf Fluchtwege aus der sozialen Isolation drängten.

Gleichviel: Eine Momentaufnahme eines amerikanischen Alltags im August 1986 zeigt, daß vielfach

- ▷ amerikanische Männer nicht mehr mit Pralinenschachteln und Blumensträußen Frauen umgarnen, sondern mit Kokain;
- ▷ Hausfrauen im Waschsalon mit ihresgleichen nicht mehr Kuchen essen, sondern Koks schnupfen;
- ▷ in den Restaurants von Hollywood Kokain-Prisen als Trinkgeld hinterlassen werden;
- ▷ zwischen 10 und 23 Prozent aller Arbeitnehmer bisweilen im Job koksen;
- ▷ jede dritte Firma der 500 umsatzstärksten US-Unternehmen Programme eingerichtet hat, die Drogenkonsumenten Hilfe bieten;
- ▷ Zahnärzte, Fluglotsen und Piloten, Soldaten, Narkoseärzte, Raumfahrtmechaniker und Lokführer Rauschmittel aller Art konsumieren;
- ▷ der durch Drogenmißbrauch bedingte Verlust der US-Wirtschaft nach neuesten Schätzungen bei wenigstens 60 Milliarden Dollar liegt.

Nichts deutet derzeit darauf hin, daß sich die Situation bessern könnte. In New York und Florida wurden bereits Labors ausgehoben, in denen Kokain aus der Halbfertigware, der „pasta básica“, hergestellt wurde. Die zur Kokainherstellung benötigten Chemikalien sind in den USA billiger und problemloser zu beschaffen.

Darüber hinaus ist mit der Kokainspezialität „Crack“ eine neue Superdroge auf dem Markt, die wirkungsvoller ist und schneller die Sucht auslöst als der herkömmliche einstige Schickeriaschnee. Vor allem aber ist Crack billig. Zehn Dollar pro Phiole machen Crack auch für die Getto-Kids erschwinglich.

Doch auch Crack dürfte noch nicht der endgültige Drogenkick sein. In den Kulissen des amerikanischen Rauschgift dramas wartet gleichsam eine ganze Drogenfamilie auf ihren landesweiten Auftritt, deren Auswirkung alles Bisherige zu übertreffen droht.

Amerikanische Chemiker haben aus marktgängigen Medikamenten im Labor synthetische Drogen entwickelt und als Heroin oder Kokain auf den Markt gebracht. Diese „designer drugs“ sind chemische Abkömmlinge von Narkose- und Schmerzmitteln und so stark, daß sie auf der Stelle süchtig machen.

Will Spiegelman, Anästhesist am Stanford University Hospital: „Es kann Jahre dauern, bis man alkoholsüchtig, Monate, bis man kokainsüchtig ist, aber es bedarf nur eines einzigen Schusses ‚Fentanyl‘“



Opec-Strategen Aghasade, Jamani: Retter im Kannibalen-Klub

(so der Name einer der Designerdrogen).

Für den DEA-Beamten Gene Haislip ist die neue Drogenfamilie „die Rauschgiftversion von Tschernobyl: ein Problem, das vor 20 Jahren unvorstellbar war“.

Über 100 Todesfälle durch den „pharmazeutischen Frankenstein“ (Haislip) wurden aus Kalifornien, Arizona und Oregon schon gemeldet. Beunruhigt sind die Kenner der Drogenszene vor allem, weil die bisher analysierten Fentanyl-Spuren auf ein einziges Labor hindeuten. Die Kapazität reicht bei weitem: 100 Gramm des neuen Stoffs entsprechen 100 Millionen Einzeldosierungen. Wert: eine Milliarde Dollar.

Ein Aktenkoffer voll Designerdrogen genügte, kalkulierte das US-Wissenschaftsmagazin „Discover“, „alle Junkies von New York einige Jahre lang high zu machen“.

OPEC

Einfach unglaublich

Nach einem neuen Opec-Pakt stiegen die Ölpreise wie seit Jahren nicht mehr. Wie lange hält der Frieden im Ölkartell?

Rilwanu Lukman konnte sein Glück kaum fassen. „Ein einstimmiger Beschluß, jeder, 13, jeder“, stammelte Nigerias Ölminister freudestrahlend.

Der Jubel Lukmans, der zur Zeit das Ehrenamt eines Opec-Präsidenten innehat, galt einer Entscheidung, die kaum noch für möglich gehalten worden war. Nach einer Serie fehlgeschlagener Konferenzen und nach neuntägigem Gezänk

während des jüngsten Opec-Treffens in Genf gab es Anfang vergangener Woche eine Einigung unter den 13 Mitgliedern der Organisation ölexportierender Länder. Mit der Verständigung im Kartell soll das preisdrückende Überangebot auf dem Weltölmarkt beseitigt werden.

Die Opec-Länder beschlossen, ihre Tages-Produktion von derzeit über 20 Millionen Barrel (159 Liter) in den Monaten September und Oktober auf 16,7 Millionen Barrel zu drosseln. Damit diese Förderbeschränkung auch erreicht wird, sollen die einzelnen Mitglieder nur so viel produzieren, wie ihnen in einer alten Förderquoten-Vereinbarung vom Oktober 1984 zugestanden worden war.

Allein der Irak darf mehr Öl als damals fördern. Dem arabischen Staat im Zweistromland, der nun schon seit sechs Jahren im Krieg mit seinem Nachbarn und Opec-Partner Iran liegt, wurde vergangene Woche von allen anderen Kar-



Von Irakern in Brand geschossener Tanker vor Chark: Kriegskosten 900 Milliarden Mark

Bagdads Ölleitungen sind kaum zu treffen

Warum der Iran den Kriegsgegner Irak von der Förderbeschränkung für Rohöl ausnehmen ließ

Martialisch drohte Parlamentspräsident Haschemi Rafsandschani: „Wir werden dem Satan Saddam jede Möglichkeit nehmen, sein Öl zu verkaufen, um mit dem Erlös unsere Frauen und Kinder zu töten.“

Doch statt dem verhaßten Kriegsgegner den Ölhahn wirklich zuzudrehen, taten die Religionseiferer in Teheran genau das Gegenteil. Auf ihre Anregung hin nahmen die Opec-Länder den Irak von den vergangene Woche beschlossenen Förderbeschränkungen aus.

Ohne das Zugeständnis Teherans hätten die Bagdad-freundlichen Öligiganten vom Golf, voran Saudi-Arabien, ihre Pumpen nicht gedroselt. Dann aber wäre der Rohölpreis weiter abgerutscht – mit schlimmen Folgen für die Kriegsgegner am Schatt el-Arab. Die könnten den fast sechs Jahre dauernden Krieg – am 22. September 1980 überfiel der Irak das Nachbarland – kaum länger finanzieren. Teheran aber liegt viel an einem militärischen Sieg, nichts jedoch an einem Kriegsende aus Geldmangel.

Das Gemetzel, dem Tag für Tag im Schnitt 30 Iraker und 150 Iraner zum Opfer fallen, hat bislang die Riesensumme von 900 Milliarden Mark gekostet. Die Neun mit elf Nullen setzt sich nach einer Studie des in den USA arbeitenden Professors für Wirtschaftswissenschaften Abbas al-Nasrawi zusammen aus Militärausgaben (Irak: 210 Milliarden Mark; Iran: 470 Milliarden), Verlusten bei den Öleinnahmen (Irak: 120 Milliarden Mark; Iran: 44 Milliarden) sowie nur für Bagdad ermittelten anderen wirtschaftlichen Einbußen in Höhe von 56 Milliarden Mark.

Gespeist wurde der gewaltige ökonomische Aderlaß vor allem aus dem

Rohölverkauf. Was Wunder, daß Bagdad und Teheran dem Gegner die lebenswichtigen Öl-Adern durchtrennen wollten:

- ▷ Schon der Überfall der Iraker galt auch den iranischen Erdölstädten.
- ▷ Der Iran kontrolliert den Schatt el-Arab, Iraks Zugang zum Persischen Golf, der wichtigsten Öltransportroute der Welt.
- ▷ Irakische Flugzeuge, und Hubschrauber greifen seit zwei Jahren immer häufiger Schiffe, Tanker vor allem, mit Ladung vom oder für den Iran an. Der revanchiert sich mit Angriffen auf Schiffe, die zu oder von Bagdad-freundlichen Golf-Anrainern unterwegs waren.
- ▷ Bagdad bombardierte Teherans bedeutendsten Ölverladeplatz, die Insel Chark. Im Juli waren dort nur 3 der 14 Verladeplätze in Betrieb. Noch wirksamer waren Angriffe auf eine zentrale Pumpstation der Perser.
- ▷ Mit der Einnahme der Halbinsel Fan schnitt Teheran den Gegner im Februar endgültig vom Golf ab. Ein iranischer Vorstoß an der Nordfront gefährdete zudem das irakische Fördergebiet Kirkuk.

Dessen Produktion war schon einmal erheblich behindert, als das persische Syrien die irakischen Rohrleitungen zu den syrischen Mittelmeerhäfen Tartus und Banijas unterbrach. Speziallastwagen karrten anschließend gerade noch 100 000 Barrel (15,9 Millionen Liter) pro Tag in den jordanischen Hafen Akaba.

Langfristig scheinen die Gegner dennoch nicht in der Lage, den Erdöllexport der anderen Seite wirksam zu unterbinden. Wenn überhaupt, greifen Bagdads Piloten aus Angst

vor Verlusten neuerdings wieder aus viel zu großer Höhe an – und treffen wenig.

Dank der irakischen Luftüberlegenheit können persische Bombenflieger Bagdads Ölleitungen sowieso kaum treffen. Auch zu Lande, mit Kommandotrupps etwa, ist den gut gesicherten Ölanlagen kaum beizukommen. Das versuchen seit Jahren die ortskundigen aufständischen Kurden – ohne Erfolg.

Auf beiden Seiten werden die Förderleistungen vorerst stabil bleiben. Teheran hat sich aus einem Tief von 450 000 Barrel pro Tag wieder auf 2,3 Millionen Barrel hochgearbeitet. Genau diese Quote wurde den Persern in Genf zugeteilt. Der erwartete Preisaufschwung füllt Teherans Kriegskasse ungeschmälert.

Auch der Verzicht auf höhere Förderquoten trifft die Perser kaum: Mehr als heute wird der Iran erst dann verladen können, wenn der neue Ölterminal nahe der Meerenge von Hormus voll in Betrieb ist.

Auch Bagdad konnte – nach einem Tiefstand von 150 000 Barrel Rohöl pro Tag – seine Förderleistung wieder auf 1,9 Millionen Barrel täglich steigern. Eine Stichleitung verbindet die irakischen Erdölfelder bei Kirkuk und bei Rumeila im Süden mit der saudischen Trans Arab Pipeline.

Eine zweite neue Rohrverbindung leitet täglich eine Million Barrel Rohöl nach Iskenderun in der Türkei. Aber erst 1988 wird der Irak nach dem Ausbau dieser Verbindungen deutlich mehr als heute fördern können.

Teherans überraschendes Zugeständnis, den Irak von der Quotenregelung auszunehmen, nutzt Bagdad vorerst also gar nichts.

tell-Mitgliedern – auch vom Kriegsgegner Iran – erlaubt, die gegenwärtige Tages-Menge von 1,9 Millionen Barrel weiterhin zu fördern. Früher betrug die Irak-Quote 1,2 Millionen Barrel.

Nach dem überraschenden Opec-Friedensschluß von Genf, mit dem das Kartell einen mehr als halbjährigen Öl-Preis-krieg beenden will, explodierten die Preise an den Rohöl- und Produktenmärkten wie seit der Ölkrise von 1973/74 nicht mehr: Rohöl, das noch zu Beginn der Woche für neun Dollar pro Barrel angeboten worden war, kostete einen Tag später bis zu 15 Dollar. Am Rotterdamer Markt, an dem vor allem Benzin und Heizöl gehandelt werden, zogen die Preise binnen 24 Stunden um rund 30 Prozent an.

Aber bereits Mitte vergangener Woche begannen die Preise wieder abzubrockeln. Viele der zunächst geschockten Opec-Kunden erinnerten sich nun daran, daß der Öl-Klub schon allzuoft einstimmige Beschlüsse gefaßt hatte, an die sich dann nur wenige Mitglieder halten mochten. Selbst führende Opec-Vertreter wie Mana Said el-Uteiba, der Ölminister der Vereinigten Arabischen Emirate, äußerten nach der Rückkehr in ihre Heimat Zweifel an der Kartell-Disziplin ihrer Kollegen aus anderen Mitgliedsländern.

So war auch das Quoten-Abkommen vom Herbst 1984, auf das die Kartellgenossen jetzt zurückgegriffen haben, schon bald von etlichen Mitgliedern gebrochen worden. Allein die Opec-Vormacht Saudi-Arabien verhinderte seinerzeit durch starke Förderkürzungen, daß die Preise schnell verfielen.

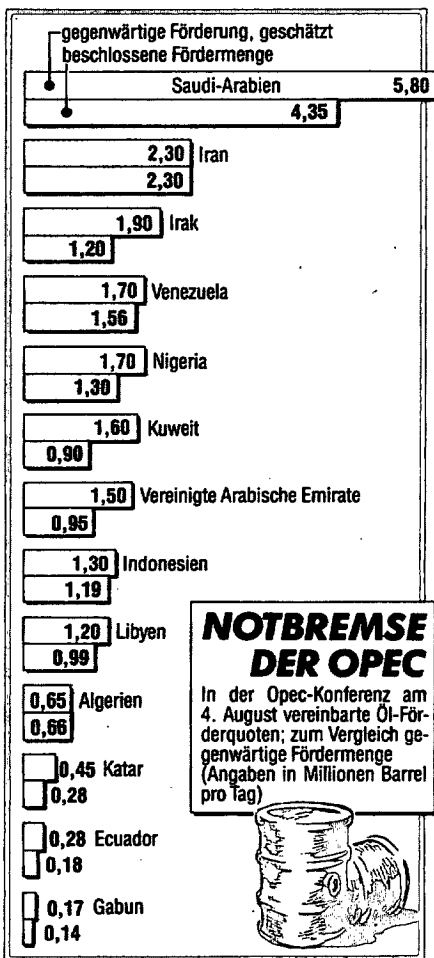
Statt der Quote von 4,35 Millionen Barrel, die ihnen vereinbarungsgemäß zustand, pumpen die Saudis im Sommer vergangenen Jahres nur noch rund zwei Millionen Barrel täglich aus ihren Feldern. Dann sahen sie schließlich ein, daß sie die Rolle des „Swing“-Produzenten – der das Marktgleichgewicht in Zeiten des Überschusses durch geringere Produktion und in Phasen der Knappheit durch höhere Förderung wiederherstellt – nicht länger durchhalten konnten. Ihnen ging das Geld für die vielen ehrgeizigen Projekte im Land aus.

Unter Führung des saudischen Ölministers Ahmed Saki el-Jamani kamen alle Opec-Mitglieder im Dezember überein, sich nicht länger um Produktions-Limits zu scheren. Sie ließen die Konkurrenten außerhalb des Kartells wie etwa die Nordsee-Produzenten Großbritannien und Norwegen wissen, daß sie fortan für einen „angemessenen“ Anteil auf dem Weltmarkt kämpfen würden.

In dem Preiskrieg, den die Opec mit diesem Beschluß anzettelte, sackten die Ölpreise noch weit tiefer, als Kartell-Strategie Jamani und dessen Partner erwartet hatten. Die hatten zunächst vorausgesagt, die Ölpreise könnten vorübergehend auf 20 oder sogar 15 Dollar je Barrel sacken.

Doch bei diesen Preismarken gab es noch längst kein Halt. Die Ölpreise stürzten kurz vor dem Genfer Treffen auf unter zehn Dollar. Jedem Delegierten in Genf war klar, daß sie nach einem Scheitern der Krisen-Konferenz noch tiefer fallen würden. „Wir hatten alle das Gefühl“, berichtete der iranische Ölminister Gholam Resa Aghasade, „daß die Preiskriegs-Strategie die Ölpreise auf fünf Dollar bringen würde, was einfach unglaublich ist.“

Obgleich alle Opec-Staaten von einem Fördermengen-Pakt profitieren konn-



ten, sah es bis zum vorletzten Wochenende nicht so aus, als werde eine Einigung zustande kommen. Jeder Konferenzteilnehmer war darauf bedacht, eine möglichst hohe Quote für sein Land herauszuschlagen. „Wir sind ein Klub von Kannibalen, die sich gegenseitig fressen“, stöhnte Belkassam Nabi, Algeriens Ölminister, nach den ersten Sitzungen.

Vor allem der Konflikt zwischen den Kriegsgegnern Iran und Irak schien ein unüberwindliches Hindernis für einen einstimmigen Beschluß zu sein. Der Irak bestand darauf, daß seine Quote genauso hoch wie die des Iran sein müsse. Der Ajatollah-Staat wiederum drohte, jede Erhöhung der irakischen Förderquote mit einer doppelt so hohen Produktion zu kontern.

Aber dann war es ausgerechnet ein iranischer Vorstoß, der den Weg zu einem neuen Quoten-Abkommen öffnete. Zur Überraschung der Opec-Kollegen schlug Persiens Ölminister Aghasade vor, die Organisation solle den Irak einfach fördern lassen, soviel er wolle. Der Iran braucht wegen der Kriegsverluste dringend Geld und war deshalb an einer Einigung über hohe Ölpreise interessiert. Teheran hofft dabei, die irakische Ölproduktion mit militärischer Gewalt zu beschränken.

Das war der Durchbruch. Die meisten Delegierten stimmten sofort begeistert zu. Saudi-Arabiens Jamani, ohne den in der Opec nichts läuft, war zwar für weniger starke Förderkürzungen eingetreten; aber nun war er froh, daß es überhaupt zu einer Übereinkunft kam. Und Irans Aghasade, der früher stets in Opposition zur Opec-Mehrheit um Jamani gestanden hatte, konnte sich nun erstmals als Retter der Opec-Einheit feiern lassen.

Der neue Kartell-Frieden könnte allerdings von sehr kurzer Dauer sein. „Wenn ein Mitglied seine Quote auch nur um ein einziges Faß überschreitet“, warnte bereits der kuweitische Ölminister Ali el-Chalifah el-Sabbah, werde sein Land die Produktion sofort wieder steigern. Und Jamani ließ wissen, daß er auf der nächsten Opec-Konferenz im Oktober für veränderte Förderanteile kämpfen werde – eine Verlängerung der derzeitigen Übereinkunft über Ende Oktober hinaus werde es nicht geben.

Dennoch halten viele Opec-Beobachter es für möglich, daß nun die Angst vor erneuten Preiseinbrüchen für genügend Kartell-Disziplin sorgen wird. „Ich persönlich glaube, es hält“, meint etwa BP-Chef Hellmuth Buddenberg über das neue Kartell-Abkommen.

Nach Ansicht eines New Yorker Energie-Experten ist vergangene Woche gar „eine neue Ära bei den Ölpreisen“ angebrochen. „Wir haben“, sagt Peter Beutel von der Wall-Street-Firma Elders Futures, „die Tiefststände des Jahrzehnts und wohl auch des Jahrhunderts hinter uns.“

SOWJET-UNION

Hau doch ab

Mit Korruption und Schlendrian soll es zumindest in der Sowjet-Hauptstadt Moskau vorbei sein: Der neue Stadt-Parteichef Boris Jelzin räumt auf.

Der Mann, bullig und grauhaarig, stand in der Schlange vor der Fleischabteilung des Lebensmittelgeschäfts „Gastronom Nummer 1“ in der Moskauer Gorkistraße, im Volksmund nach dem früheren Besitzer immer noch „Jelissejew“ geheißen. Als er an der Reihe war, verlangte er ein Kilo Kalbfleisch.